

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 93.

Dienstag, 14. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Fremde blickte sich um. „Ist das hier Ihr Mantel und Hut?“

„Ja. Warum?“

„Führen Sie ihn, bitte, an und begleiten Sie mich.“

Eine schwere Lähmung überkam Dollingen, aber er schüttelte sie mit Gewalt ab. „Sie vergessen, daß ich hier meine Stunden einzuhalten habe.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein, Herr Dollingen.“ Die Stimme hatte ihren behaglichen, schleppenden Klang verloren. Sie war scharf markiert und paßte plötzlich zu dem Gesicht.

„Wohin soll ich Sie denn überhaupt begleiten?“, fragte Dollingen verstört. Er klammerte die Hände um den Rand des Zeichentisches, als fände er hier einen Halt, der ihn sicherte.

„Wohin? Ins Polizeipräsidium.“

Dollingen erhob sich mit einem Ruck. Blitzschnell, wie Bilder eines Films, zogen Gestalten vorüber. . . Drei Frauen waren es: die Mutter, die Schwester und etwas verschwommen Jutta, die einmal Johanna gewesen war. . . Und alle drei Frauen sahen ihn fragend, anklagend, verurteilend an. . .

Es ist aus, empfand er. Alles ist aus. . ., aus. . ., aus.

„Kommen Sie und machen Sie kein Aufsehen. Es liegt in Ihrem Interesse, daß kein anderer etwas erfährt.“

„Ich weigere mich. Ich bin unschuldig.“

„Das wird sich bald herausstellen, wie ich hoffe.“

Dollingen schwankte auf den anderen zu. „Mit welchem Recht — mit welchem Recht —?“

Der Beamte knöpfte den Mantel auf und zeigte die Marke. Als er die große kräftige Gestalt dicht vor sich sah, fuhr seine Hand in die Tasche. „Machen Sie keine Dummheiten, Mann!“

Dollingen trat einen Schritt zurück. Er blickte den Beamten eine kurze Zeit an, dann ging er zum Kleiderständer und zog sich an. „Ich bin bereit“, sagte er unnatürlich ruhig.

11.

Die Staatsoper spielte eine Oper von Mussorgsky. Bunte Nationalkostüme, russische Tänze, Szenen aus dem Leben des Bauern von einst, schwermütige Lieder und hüpfende Rhythmen. Es versprach ein großer Erfolg zu werden.

„Ich vermiss' die Handlung“, sagte Jutta Rein-

hagen.

„Immerhin noch besser als Hamlet im Smoking“, meinte Vorbed.

Jutta lächelte flüchtig, ohne sich ihrem Nachbarn zuwenden. Ihre Blicke retteten sich zu Büllingshoven, der mit ihnen dieloge teilte. Das Gleichmaß seiner lebenswürdigen Laune erleichterte jede Situation. Er folgte wie ein Junge, der zum erstenmal ins Theater durfte, den unruhigen Vorgängen auf der Bühne. Einmal summite er eine nationalrussische Melodie halblaut mit, um sich dann erschreckt auf den Mund zu klopfen, als er sich dabei ertappte.

Wie eine körperliche Berührung empfand sie die bewundernden Blicke des Architekten. Sie klebten auf ihrer nackten Haut. Plötzlich genierte sie sich, daß sie

neben ihm im Ausschnitt und bloßen Armen dasah. Um sich abzulenken, griff sie zum Opernglas, das sonst nur eine Dekoration war; sie hatte ja Augen wie ein Reiter.

Felicitas hatte ihr heute mittag mit einem dummen Telefongespräch eine tüchtige Portion Unruhe ins Blut gejagt. Was hatte sie doch gesagt? „Nimm dich vor Vorbed in acht! Er fragte mich, seit wann du eine Vorliebe für Vorortsbahnen hättest.“ Felicitas hatte ihm von Doppelgängerei gesprochen und er hatte getan, als ob er so was für möglich halte. . . Dann war ein Ferngespräch dazwischen gekommen und die Verbindung war nicht mehr herzustellen gewesen.

Ihr Vater hatte seine Abneigung gegen Gäste, wie es schien, — überwunden. Das wäre ihr willkommen gewesen, wenn nicht immer, aber auch immer Vorbed dabei gewesen wäre. War das Absicht? Sie mußte gleich morgen ihrem Vater reinen Wein einschenken, am besten, wenn sie mit ihm die Korrekturen des neuen Katalogs las.

Auf der Bühne gab es eine fidele Keilerei. Eine Bauersfrau haute mit einem Knüttel auf ihren Mana ein, der sich ein Bett zum Schutz vor das Gesicht hielt. Die leicht barbarisch gefärbte Musik illustrierte das Scherzo.

„Würden Sie auch so schlimm mit Ihrem Gatten umgehen?“, wisperte der Architekt. Sein Lachen erstarr sofort, als er Juttas ärgerliche Miene bemerkte.

Sie sah zu Büllingshoven hinüber. Aber ihr sonst so aufmerksamer Freund war heute nicht zu gebrauchen. Er schaute händereibend auf die rustikalen Vorgänge der Bühne — „Jamos!“ — und schien gar nicht zu wissen, daß Jutta Reinbogen neben ihm saß, daß sie ihn gebrauchte und suchte.

So blieb ihr nichts übrig, als der Musik zu folgen, die einen recht turbulenten Charakter annahm. Aber sie kam nicht zur Sammlung. Sie, die keine Nerven kannte, war nervös bis in die Fingerspitzen. Sie redete sich ein: das liegt nur an dem drückenden Gewitter, das wieder über der Stadt gelagert hatte. Vielleicht reagiere ich auf diese atmosphärische Elektrizität mehr, als ich bis heute ahnte. Aber dann verriet ihr ein Räuspern Vorbeds Nähe, und da gab es keine Ausrede.

Endlich fiel der Vorhang zum letztenmal. Sie erhob sich sofort, ehe der Beifall ringsum noch recht aufgeprasselt war, riß den indischen Schal aus Vorbeds Händen und wedete Büllingshoven herrlich aus seiner verzühten Begeisterung.

„Ich glaube fast, Sie wollen mich allein gehen lassen, Baron?“

Der Architekt biß sich auf die Lippen. „Meine Be-

nigkeit ist auch noch da, schöne Jutta.“ Büllingshoven sah sie erschrocken an. Er war selten so ungnädig behandelt worden. „Tausendmal Pardon. Aber wenn ich russische Musik höre, bin ich entzückt, unwirklich, ja, nennen Sie's nur verrückt. Ist es nicht herrlich, dieses Rußland?“

Sie nahm seinen Arm an. „Mir ist“, sagte sie sehr kühl, „als ob sie schon anders über Rußland gesprochen hätten.“

„Aber dieser Mussorgsky ist doch noch das alte heilige

Rußland. Das ist ein Unterschied wie Selt und Butti — vielleicht ist der Unterschied auch anders. Na, ich bin ja kein Schöngest.

„Gott sei Dank.“ Sie saßen beide nebeneinander im Fond des Wagens, während Borbeck den Rücksitz ziemlich füllte. Sie spürte, ohne ihn anzusehen, seine aufmerksamen, argwöhnischen Blicke — vielleicht waren sie auch nur ergeben oder neugierig.

„Wissen die Herren eigentlich, was wir feiern? Mein Vater ist zum korrespondierenden Mitglied der Londoner Royal Society ernannt worden. Der erste Fall nach dem Kriege.“

Beide Herren gratulierten und Büllingshoven fragte, ob Reihagen jetzt eine große Medaille am breiten Bande bekäme, die er um den Hals tragen müsse.

Jutta lachte ihn dankbar an. „Nein, er hat aber ein großmächtiges Diplom gekriegt, ich glaube, mit einem Wachsiegel wie von Karl V. Die Engländer sind ja so konservativ.“

Sie nahm die Maiglöckchen aus der kleinen silbernen Vase. Bei jeder Ausfahrt waren frische Blumen drin. Hatte ihr Vater das ein für allemal angeordnet? Oder war es eine immer erneuerte Aufmerksamkeit? Sie seufzte etwas. Es war sicherlich nur eine Tat des Chauffeurs, der wußte, was sich gehörte; es sah nicht nach ihrem Vater aus, sich täglich um sie zu kümmern.

Die Blumen kühlten so köstlich und sie ersparten ihr den Anblick eines fetten, schnaufenden Herrn, der sie mit werbenden Augen betastete. Was fand ihr Vater nur an diesem Manne? Seine Kunst achtete er nicht allzu hoch — sonst hätte er doch ihm den Neubau übertragen. War es Borbecks restlose, hingebende Bewunderung, die ihm wohlthat? Wie eitel doch die Männer waren, auch die Klugen!

Ein boshafter Blick schoß wie ein Pfeil zu ihrem Anbeter herüber. Sie hatte den Plan Georg Dollingens ihrem Vater durch Felicitas übergeben lassen, ohne daß sie dabei war. Alles war von der treuen Freundin ausgegangen, auf die sie sich verlassen konnte. Morgen würde sie in Gegenwart ihres Vaters den Plan entdecken und von ihm entzückt sein — — —

Allerlei neue Gäste waren da, die nicht zum Kreis des Hauses Reihagen gehörten. Ein neuer Komponist. Ein Redakteur aus Oslo, oder war er Dichter? Er hatte im Rundfunk über die Beziehungen zwischen norwegischer und deutscher Literatur gesprochen.

Bankier Weiß ließ Juttas Hand gar nicht aus der seinen. „Ist es nicht schön im Heim?“

„Wunder schön“, sagte sie, nicht ganz echt. „Sie sehen ja, wie glückselig ich bin.“ Ihre Nasenflügel bebten.

„Wie ein liebes, kleines Mädchen spricht sie, Gott sei Dank!“

Jutta lachte nervös. „Und Sie, lieber Herr Weiß, sprechen wie ein alter Herr, der die gute, alte Zeit lobt.“

„Bin ich noch nicht so alt?“ fragte er fast glücklich. „Kann ich noch eine junge Dame ärgern oder beunruhigen? Sie sind nämlich scheußlich kompliziert, die jungen Damen von heute.“

„Reden Sie doch nicht immer von Damen!“, bat sie ärgerlich. „Das klingt so nach dem „Guten Ton in allen Lebenslagen.“ Ich bin ein Mädchen — nichts weiter!“ Es klang um einen Grad zu gewichtig, fast wie ein Programm.

Vorsichtig zog sie ihre Hand an sich. Am liebsten wäre sie auf und davon gelaufen — z. B. auf die künstliche Schneebahn, wo man Stikurse eingerichtet hatte.

Frau Keller kam heran. „Sie sehen so erheitert aus, liebes Fräulein Jutta. Wollen Sie nicht ein kleines Brausepulver?“

„Nein, aber einen Schnaps.“

„Immer zu Späßen aufgelegt, die liebe Jugend!“

Ihr süß-saures Lächeln irritierte Jutta noch mehr. Sie hätten sich doch keinen Bubitopf schneiden lassen sollen, Frau Keller. Sie sahen früher mit dem Tusch entschieden netter aus. So gemütvoll, wissen Sie.

Es war ein beständiges Geplänkel zwischen ihnen, seit damals, wo die Keller von der Motorfahrerei

händeringend abgeraten hatte, bis der Einspruch des guten Dr. Dombrowsky ihr, Jutta, recht gegeben hatte.

Noch jetzt flog ihr dankbarer Blick zu dem alten, stillen Herrn herüber, der am Büfett stand und sich an einer Pastete und einem Glas Chateau Lafitte gütlich tat.

Als Frau Keller davon gerauscht war, stand Borbeck schon wieder neben ihr, als ob er die Gelegenheit abgelauert hatte, wo sie allein war. Sie winkte Büllingshoven heran und wurde den Architekten sofort los.

Aber als es später in der Halle zu einem Tanz kam — es war etwas ganz Ungewöhnliches im Hause Reihagen —, forderte er sie auf, und sie konnte ihm keinen Korb geben.

„Wissen Sie, was ich gerade lese? Sie werden es nicht raten: Goethes Faust.“

„Wie originell!“ höhnte Jutta.

„O, es sind hübsche Stellen darin.“ Er zögerte und sie fühlte einen Angriff. Sie war plötzlich so unsicher, daß sie den Takt verfehlte.

„Ich bin gerade an der Stelle, wo es heißt: Das Geisterpaar, es spottet jeder Regel. — Man ist so klug und dennoch spukt in Tegel.“ Ja, da bin ich gerade. Sagten Sie etwas?

Sie fühlte sich schwach werden. War denn dieser dumme Tanz noch nicht zu Ende? „Tegel — wo liegt das?“

„Am Ende der Welt, aber nicht unerreichbar. Man kann dort wie Harun al Raschid unerkannt spazieren.“

„Das muß sehr schön sein“, sagte sie abwesend.

„Run ja. Aber noch besser ist es, wenn man nicht erkannt wird. Es gibt auch Doppelgänger, nicht wahr?“

„Doppelgänger? Was reden Sie da eigentlich zusammen?“

Seine überlegene Miene veränderte sich. Er sagte vorsichtig, wie man ein gemeinames Geheimnis ausspricht: „Sie haben eine Doppelgängerin. Verlassen Sie sich darauf.“

„Was für eine Doppelgängerin?“ Endlich war der Tanz beendet. Sogleich glitt sie aus seinem Arm. „Sie träumen, Borbeck.“

„Ich nehme es wenigstens an“, setzte er in bestimmtem Ton hinzu.

Jutta ging von ihm fort. Sie mußte all ihre Selbstbeherrschung aufbieten, um lebenswürdig zu bleiben und auf Anreden zu antworten.

Ihr Vater legte den Arm vorsichtig um die Schulter. „Hat dich der Tag nicht zu sehr angestrengt, Jutta?“

Die leise Herzlichkeit seiner Stimme tat ihr unendlich wohl. „Es ist wohl nur die Hitze, Vater.“ Es mußte gut sein, sich jetzt an den alten, seinen Mann ansehen und alles beichten zu können.

Aber er sprach schon wieder mit anderen. Bleich, mit zuckenden Lippen ging sie weiter.

Sie flüchtete durch einen Gang eine kleine Treppe empor in das japanische Zimmer, wo allerlei Erinnerungen an die Weltreise ihres Vaters gesammelt waren.

Gottlob, es war leer. Aus der diskret bunten Ampel floß mildes gebrochenes Licht über die Katemonos, die beiden Ritter mit der pechschwarzen Rüstung, über den wilden Tempelwächter und die feinen, kostbaren Farbenholzchnitte. Der Lärm der Gesellschaft klang herüber wie Wellenrauschen durch geschlossene Fensterscheiben.

Schon zwei Minuten später teilte sich die Matte, die die Tür, und Borbeck trat ein.

„Schön ist es hier“, begann er unsicher. „Und wie Sie hier hineinpassen!“

„Finden Sie?“, fragte sie gereizt. „Mache ich wirklich den Eindruck einer Geisha?“

Er trat einen Schritt näher. „Sie behandeln mich heute schlecht, wissen Sie das auch?“

Sie nickte böse und verbittert.

Er ließ sich nicht abschrecken. „Und ich hatte mich von diesem Tage doch so viel versprochen.“

(Fortsetzung folgt)

Der Sieg über die Wüste.

Zum 100. Geburtstag von Gerhard Rohlfs am 14. April.

Von Dr. Fred Bang.

In der klassischen Zeit der Afrikaforschung im vorigen Jahrhundert bedeutete ein Eindringen in die unbekannten Gebiete des schwarzen Erdteils noch ein Abenteuer auf Tod und Leben. Die weißen Flecke auf der Landkarte waren riesenhaft, riesenhaft waren auch die Strapazen, die der einzelne Forscher auf sich nehmen mußte. Es reisten ja meist keine wohlausgerüsteten Expeditionen, oft waite sich nur ein einzelner Mann ins Innere einzig im Vertrauen auf seinen Mut, auf seine Erfahrung und auf sein Glück. Manche bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben, es sei nur an die Namen Hornemann, Vogel, Overweg, v. Beurmann erinnert. Andere entkamen wie durch ein Wunder den großen Gefahren.

Zu diesen Glücklicheren gehört einer der erfolgreichsten und sympathischsten deutschen Forscher, Gerhard Rohlfs aus Regensburg bei Bremen. Ehe er als Dreißigjähriger seine erste Sahara-Reise unternahm, führte ihn sein unruhiges Blut von einer Tätigkeit zur anderen. Zunächst brannte er zweimal aus der Schule durch, später hielt er es auf der Universität als Medizinstudent nicht bis zum Examen aus, auch als Soldat im österreichischen Heer fand er keine Befriedigung seines Abenteuerdrangs. Er ging zur Fremdenlegation, diente dort bis zum Sergeanten und hatte damit den höchsten ihm erreichbaren Grad gewonnen. Als er die Legion verließ, war er an Jahren wohl ein Mann, besaß aber noch den Drang in die Weite und die ungebrochene Lebenskraft eines Jünglings.

Am Rande des dunklen Erdteils hatte Rohlfs als Legionär gedient, mit Macht zog es ihn nun als freien Mann ins unerforschte Innere. Hier gab es noch Aufgaben, die des Tapfersten würdig waren. Die Sahara war eine unermeßliche Terra incognita. Erst wenige Strecken waren von Weißen durchzogen, den größten Teil der Wüste hatte noch keines Europäers Fuß betreten. Herr der Sahara waren die wilden Stämme der Araber, die den Eindringling als Religionsfeind hielten und in ungezügelter Beutegier beraubten, wobei ihnen das mörderische Klima ein willkommener Helfer war.

Als erstes hielt Rohlfs es daher für notwendig, äußerlich zum Mohammedanismus überzutreten. Nur durch größte Anpassung an die Sitten der Araber konnte er überhaupt auf Erfolg rechnen. Er überwand sich und machte auch sonst die für einen Europäer oft recht peinlichen Sitten der Eingeborenen mit, ließ sich den Kopf rasieren, ab mit den Fingern aus einer Schüssel und hörte mit Andacht ihr kändiges arzendes Aufstöhnen während und nach der Mahlzeit an.

Die Erfahrungen, die er weiterhin machen mußte, waren oft recht teuer erkauft. Rohlfs war gewiß ein guter Menschenkenner, seine Persönlichkeit wirkte suggestiv, aber er hatte es mit Araberstämmen zu tun, die auch für einen wohlwollenden Betrachter wenig erfreuliche Charaktereigenschaften aufweisen. „Treue gilt ihnen nur“, so faßt er seine diesbezüglichen Erfahrungen zusammen, „wenn es mit ihrem Vorteil übereinstimmt. Lüge ist ihnen so zur zweiten Natur geworden, daß sie auch aus Vergnügen die Unwahrheit sagen; eitel, hinterlistig, prahlerisch, grausam, geizig, geldgierig, ideenarm, ohne Sinn für Kunst, arbeitsscheu, abergläubisch; das sind ihre Haupteigenschaften, denen man nur eine gute gegenübersetzen kann: Gastfreierheit. Dazu kommt ein ekelhafter, auf entsetzlicher Unwissenheit begründeter Fanatismus.“

Mit solchen Elementen schlug sich Rohlfs zwanzig Jahre lang herum. Gleich auf seinem ersten Reiseweg wurde ihm sein ganzes Hab und Gut gestohlen. Er erreichte aber doch die Pilgerstadt Mekka und rückte in des Sogars zum Darsch-arsch des Sultans auf. Auch auf seiner zweiten Reise wurde er gleich zu Anfang bestohlen, später verschleppt; schließlich entkam in der Wüste beraubt, beinahe totgeschlagen und nur durch einen Zufall noch in höchster Verzweiflung gerettet. Trotz seiner schlechten Erfahrungen machte er sich schon wenige Monate nach seiner Rückkehr auf eine neue große Reise, die ihn als ersten Europäer über den Atlas tief in die Wüste nach der Oase Tuat und zurück nach Tripolis führte. Wie gewaltig die Leistung des deutschen Forschers war, beweist schon die Tatsache, daß es erst zehn Jahre später einem Franzosen wieder gelang, bis Tuat vorzudringen.

Rohlfs hielt nun die Zeit für gekommen, einen lang gehegten gewaltigen Plan auszuführen: die Durchquerung der Sahara von Norden nach Süden. Es ist nicht möglich, auf die Einzelheiten dieser Reise einzugehen. Sie gelang und ist eines der Ruhmesblätter in der Geschichte der Afrikaforschung. Nach dem Ausbruch aus Tripolis häuften

sich immer neue Schwierigkeiten, der Samum drohte mit Vernichtung, gebleichte Menschentropfen zeigten den Weg von Sklaventorawanen durch trostlos ödes und heißes Gebiet, Irrwege lenkten vom rechten Weg ab, nur ein plötzlicher Regenguss rettete den Forscher vor dem Verderben, wilde Tiere drohten. Aber Bornu, den Benue, Tordua wurde schließlich Lagos am Golf von Guinea erreicht. Rohlfs hatte auf dieser Reise 4200 Kilometer größtenteils durch unbekanntes Gebiet zurückgelegt. Diese gewaltige Leistung machte den bescheidenen Forscher berühmt. Königin Wilhelmine interessierte sich für ihn, auch Bismarck bewunderte so viel Männlichkeit und Unerschrockenheit. Für seine späteren Reisen wurden Rohlfs größere Mittel zur Verfügung gestellt, auch wurde er mit diplomatischen und politischen Aufträgen nach Abyssinien und Sansibar geschickt.

Seine wichtigste entdeckerische Leistung aber sollte Rohlfs im Auftrag der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ erst noch vollbringen. Geplant war die Erforschung der Wasserscheide zwischen dem Niger- und dem Kongogebiet. Dieser Plan scheiterte dagegen erreichte Rohlfs unter den größten Mühsalkeiten die berühmten Kufra-Oasen. Er betrat dieses Gebiet als erster Europäer und ist auch bis nach dem Krieg der einzige geblieben, dem das Eindringen in diese gefährliche Zone gelang. Fast wäre die ganze Expedition in Kufra zugrunde gegangen. Sie wurde gefangen genommen. Hätten sie nicht rechtzeitig von ihrer geplanten Ermordung erfahren und sich durch nächtliche Flucht gerettet, so hätten sie keinerlei Aussicht gehabt, auch nur das nackte Leben zu retten. Die Plünderung ihres Lagers konnten sie nicht mehr verhindern.

Im Ganzen hat Rohlfs sieben größere Entdeckungsexpeditionen in die Sahara ausgeführt. Ihm verdanken wir einen großen Teil unserer heutigen Kenntnisse über diese gewaltigste Wüste der Erde. Die verschiedenen großen Werke, in denen er die Ergebnisse seiner Reisen niederlegte, sind heute meist vergriffen. Eine Zusammenstellung des für den Laien Interessantesten findet sich in dem kleinen Buch „Kreuz und quer durch die Sahara“ (Verlag Brockhaus). Neben den großen deutschen Afrikaforschern jener Zeit, Barth, Nachtigal, Schweinfurth, nimmt Rohlfs einen überaus ehrenvollen Platz ein.

Ausflug in Berlins Unterwelt!

Eine Nacht unter dem Schutz des „Ring-Vereins“.

Von H. S. Jey.

Kleines Café zwischen Jannowitzbrücke und Schlesischer Bahnhof, halbbunkel, mit Papiergirlanden geschmückt. Eine Kapelle, Banjospieler und Pianist, machte Musik. Zu Ehren einer charmannten jungen Dame aus Paris spielen sie den Walzer „Sous les toits de Paris“. Was hat die junge, elegante Pariserin in dieser „Fesend“ zu suchen? Sie ist Journalistin, Soziologin, Tochter des berühmten Dichters Pierre Milleville, und ihr Wunsch ist, die Teile der Stadt die soziale Schichtung kennen zu lernen, dort, wo die Autorität der Polizei gleich Null ist. Nicht aus Sensationslust, nicht aus dem Wunsch, „Verbrechertromantik“ zu erleben. Das hat sie leichter und noch romantischer in dem Paris der Francis Carco und Charles Louis Philippe. Sie will aus eigener Anschauung einmal die geheimnisvolle Unterwelt Berlins kennen lernen, wie sie wirklich ist, sie will die Verbrecherviertel Berlins mit eigenen Augen sehen, weil sie es für ihre Studien braucht.

Nicht ganz einfach.

Zunächst galt es, einen Führer zu finden.

Ich wusste, der Besitzer dieses kleinen Cafés stand mit den „Ring-Vereinen“ in guten Beziehungen. Einige Abende vorher hatte ich ihn schon besucht. Bekanntschaften, die ich als Gerichtsberichterstatter seinerzeit beim großen „Immertreu-Prozess“ geknüpft hatte, besiegten das erste Misstrauen. Ich trug mein Anliegen vor. Man führte Telefongespräche mit Personen, deren Namen mir geheimgehalten wurden. Man beriet sich in einem Hinterzimmer, und endlich nachts um 2 Uhr war mir dann Herr St. vorgestellt worden, ein athletischer Herr, mit einer pompösen braunen Lederjacke bekleidet. Er hatte zu entscheiden. Ihm erklärte ich, daß meiner Ansicht nach der Ring-Verein diejenige Organisation sei, die allein in der Lage wäre, uns den Führer zu stellen, dem man sich anvertrauen könne, weil er die nötige Autorität auch noch dort besäße, wo die Autorität der Polizei nichts mehr gälte!

Das war mir gerade so eingefallen. Es schien mir eine Schmeichelei zu sein, auf die Herr St. vielleicht hereinfallen könnte. Erst später sollte ich erleben, daß ich — nichts weiter als die nackte Wahrheit gesagt hatte.

Madame Mille, jung und sehr charmant, hatte sich, entsprechend dem Rat von Freunden, möglichst „unelegant“ geteibet. Zunächst mußten wir warten. Es war gegen 8 Uhr abends. Wir saßen in einer Nische des kleinen Cafés. Am Bartisch, auf dem eine Espresso-Kaffeemaschine humpte, saßen zwei Frauen einbeutigen Berufes und starrten sich für ihre beginnende Arbeit mit Bier und Eiskaffee. Interessant war zunächst der Eindruck, den dieses Milieu auf die Parierin machte. Sie behauptete, ihr falle der natürliche Charme dieser beiden veredelenden Bajadere besonders auf an denen rein Berliner des Westens auch nur eine Spur von Reiz entdeckt hätte. Sie meinte, sie sähe hier zum ersten Mal zwei Frauen die ganz Berliner Natur seien, einnehmend durch ihre selbstverständliche Grazie...

Madame Mille — irrte sich ein wenig: die eine dieser beiden Frauen war wie sich später im Gespräch herausstellte, — eine arbeitslose polnische Schneiderin, die andere eine Hausangestellte, die in Berlin ihre Stellung verloren hatte und aus — Hamburg gebürtig war. Man sieht, wie leicht die Unkenntnis eines erregenden Milieus zu Fehlschlüssen im Urteil führt.

Herr St. erschien bald mit einem zarten, jungen Herrn in Sportpelz, der mit seinem charakteristischen Kopf den Eindruck eines Jockeys machte, hätte er nicht so überaus — melancholische Augen gehabt. Das war Herr P. Er sollte unser Führer sein!

Jetzt begann also die eigentliche Exkursion. Herr P. schlug uns vor, zunächst einen Rummelpfad an der Cöpenider Brücke zu besuchen. Ich wußte nicht recht, was wir dort sehen sollten, aber es war es ja der Weichheit willen mußte und dem wir uns für diese Nacht anvertraut hatten. So gingen wir durch die abendlichen Straßen bis wir endlich zu jener Cöpenider Brücke kamen. Die Spree unter dem Brückenbogen sah aus wie ein breites Band aus schwarzem Laid, aus dem sich hier einige Lichter wiegelten. Gleich hinter der Brücke der Rummelpfad.

Eine Horde halbwildlicher Jungen und Mädchen vor dem Eingang. Auf dem Platz ein Hippodrom, die Sehnsucht der Draufstehenden freierden. Zwanzig Pfennige Eintritt. Kahler zirkulärer Raum dicht gefüllt mit jungen Leuten, Burichen zwischen je zehn und zwanzig, Mädchen zwischen zwölf und siebzehn. In der Mitte ein großes Tanzrad. Grammophonmusik durch Lautsprecher übertragen, hallt durch den ganzen Raum. Um das Tanzrad herum eine Reitbahn, in der vier fromme Pferde traben. Auf ihnen hocken im Herrenstolz einige Mädchen, die Mode hochgezogen auf einem der Pferde galoppiert ein junger Mann.

Das Tanzrad wird eifrig frequentiert. Die jungen Dinger mit ihren Kindergeckheiten liegen im Arm ihrer Kavaliere wie reife Früchte. Herr P. berichtet uns, daß hier Stolpe und Pieschen Neumann zu Hause gewesen seien. Hier verlaufen sich die Minderjährigen für ein Nachtlager hier werden Raubüberfälle und Einbruchsdiebstähle besprochen und verabredet. Es war gegen 10 Uhr abends kurz bevor der Rummelpfad geschlossen wurde. Die Pärchen hatten sich bereits gefunden. Verabredungen waren getroffen. Das erkannte man ohne weiteres an den Gruppen. Wo übernachteten sie? Vielfach im Freien vielfach auch in kleinen Häusern ein, auf Dachböden, und ein beliebtes Nachtquartier sind die unbewohnten Oberkammern die an den Ufern der Spree überwintern. Dort kann man unterkriechen, wenn die Polizeipatrouille gerade vorüber ist...

Zwischen dem Fluß und der Bahnstrecke, rund um den Schleißchen Bahnhof liegen zahllose kleine Hotels, Lokale, die äußerlich wie ordentliche Schankwirtschaften aussehen. Manche im Hochparterre, andere im Keller. Herr P. führt uns eine Stiege hinauf, öffnet eine Tür. Was sollen wir hier? Kleine Gaststube um einen runden Tisch sitzen acht Mädchen mit einem ungen Mann und spielen Karten. Groschenstücke Pfennige liegen auf der Holzplatte. Wir legen uns in eine Ecke. Der Wirt kommt. „Drei Kots“, jagt unser Führer. Der Wirt bringt große Schnapsgläser mit Rum gefüllt. Ruderstücke darin.

„Sehen Sie dort in die Ecke am Ofen“, flüstert Herr P. Am Ofen liegt ein Haufen Schuhe ein Bündel Kleidungsstücke. Unser Führer läßt uns auf, daß hier die Bettler und Bettlerinnen verkehren, die den Tag über im Westen von Tür zu Tür eilen und um alte Kleider, Mäntel und Schuhe bitten. Hier werden die Spenden verkauft. Ein paar Schuhe für 80 Pfennige bis zu 2 Mark, wenn sie besonders brauchbar sind. Das Nachtlager kostet hier pro Bett 1 Mark. Die Wäszimmer sind muffige Löcher. In jedem stehen zwei, drei Bettgestelle mit Strohläden, meist wimmelnd von Ungeziefer. Der Erlös aus der Bettelarbeit eines Tages reicht aus für ein Nachtlager und ein warmes Abendbrot.

Die Inhaber dieser Herbergen sind meist reiche Leute, erzählt Herr P. Sie nehmen ihren Gästen knappe ab, was sie an Geld hierher bringen.

Einige Häuser weiter ein rauchgeschwärmtes Kellertrottel, dichtgefüllt mit Menschen. Einer sitzt am Ofen, spielt schlecht und recht auf einer Handharmonika. Am Tage ist er Hosiänger

für Nachtlager, Abendbrot und Freibier unterhält er hier am Abend die Gäste.

Madame Mille, im Bestreben, sich nichts entgehen zu lassen, — macht Notizen. Zwei Mädchen, eine höchstens 14 Jahre alt, schmal, verdorben, indlich nur das Köpfchen, die andere eine schmutzige Blondine mit breitem, alterhaftem Mund, rote Flecke und Ergüsse auf Brust und Hals, tanzen an unserm Tisch vorüber. Wie sehen lästern sie: „Kiet ma, die schreibe!“

Schon wissen es die Gäste schon hört es die Wirtin, eine dicke, schwarzhaarige Frau. Sie kommt hinter der Theke hervor, die Arme in die Hüften gestemmt. „Kiet ma, die schreibe!“ Sie wackelt an ihr. „Sie! Sie! Wat woll'n Sie hier. Hier vateh'n nur ankändige Leute. Hier wird nicht eckrieb'n um lezeichnet. Dat kenn id! Na, warten Se man! Und schon lugelt sie die Kellertreppe hinauf. Krachend fliegt die Tadelstür zu.

Ganz still ist es in dem Lokal geworden. Alles sieht uns an. Herr P. bekommt einen charfen Zug um den Mund und seine Augen verlieren ihren melancholischen Schimmer. Plötzlich berlinert er: „Fanz kiete, vateh'n Se! Nur keene Vange!“

Plötzlich ist die Tür wieder auf. Vier Gestalten stehen wuchtig auf dem Treppenaufgang. Einer, in Paletot steifen Hut auf dem Kopf — Madie Messer aus Berlin N. die anderen in Joppen, Wolltücher um den Hals, Hände in den Hosentaschen. Sie stehen da und sehen uns an mit etwas schiefgelegten Köpfen.

Herr P. steht auf langsam, — mit anster Würde. Die vier Gestalten steigen die Treppe herunter ebenso würdig. Dann steht der eine vor den Bierern und sie sprechen miteinander. Sie sprechen als Männer die sich kennen verstehen und — achten! Man hört nicht was. Herr P. hat es uns später auch nicht erzählt, aber dann kommen sie an unseren Tisch, und Madie Messer sagt: „Also was die Dame is, die kann nicht Deutsch?“

„Ne, kein Wort“ sage ich, „bei Ihm“ le hier sehen!“ Ich nehme Madame Mille ihre Notizzettel weg und reiche sie Madie. Er prüft sorgfältig, lachlich gibt sie zurück und sagt:

„Na, denn kann wa ja eenen senemhijien.“

Womit der Friede hergestellt war...

Geht es noch tiefer hinunter? Wir haben etwa 15 solcher Herbergen besucht. Wir sind durch lange, dunkle Räume gegangen, in denen auf Strohschütten Mann neben Mann, Frau neben Frau, Menschen agen und schliefen. Menschen, deren Gesichter und Kleid noch den letzten Glanz verlornen Bürgerlichkeit hatten, und Menschen, die aussahen, als seien sie hier geboren! Wir sind in Korridoren und Kellergängen, in die nie ein Schimmer Tageslicht bringt, von denen das Wasser tropfte, über Menschen gepolpert die dort schlafend hockten ausräuteten von ihrem elenden Tag.

Schließlich fragten wir unseren Führer, warum all diese nicht in das Asyl für Obdachlose gingen, das ihnen doch bessere, auch billigere Schlafgelegenheit bietet und die Möglichkeit, sich ein wenig zu pflegen. Herr P. ah uns an, und aus seinem Blick lasen wir daß wir — eine Welt weit voneinander getrennt waren. Für das Asyl braucht man — Papiere! Hier, im Keller, ist Freiheit. Niemand nimmt einem hier den Anzug weg, um ihn zu desinfizieren und ihm dadurch den letzten Glanz der Bürgerlichkeit zu nehmen. Hier steht man nicht im Blendlicht der — Polizei! Die Freiheit das ist das Beste was diese Menschen hier unten besitzen und was sie fürchten hergeben zu müssen, wenn sie sich der öffentlichen Wohlfahrt anvertrauen...

Kommt ein Fremder in eine Stadt, so zeigt man ihm, notabene er wünscht, es zu sehen, das Gute und das Schlechte, den Luxus das Elend und die Caritas. Und alles das hat in jeder Stadt der Welt ein — offizielles und ein inoffizielles Gesicht. Auch in Berlin. Man zeigt natürlich immer nur das offizielle Gesicht.

So ist der Fremde denn geneigt zu glauben, daß eine Stadt wie Berlin neben dem Glanz ihrer Theater, ihrer eleganten Tanzbars, ihrer schönen Straßen mit luxuriösen Geschäften noch eine ansehnliche Zahl von Wohlfahrtsanstalten hat in denen für die „Unteren“ gesorgt wird: Suppentischen, Wärmehallen, Asyl für Obdachlose, Heilbarmee. Alles hübsch organisiert, alles in bester Ordnung! Das alles steht noch im Licht ist offiziell, kann — besichtigt werden.

Die wirkliche Unterwelt liegt im tiefsten Dunkel, kein Mensch bekommt sie zu sehen, es sei denn, er wagt sich in die Tiefe hinunter, die der Fuß des Bürgers nie betritt...

Humor.

Seine Bildungsquelle.

„Welches ist der kleinste Wald in Deutschland?“, fragt der Lehrer.

„Der Odenwald!“, sagt Paul geschwind. Und als der Lehrer ihn erstaunt ansieht, fährt er fort:

„Aber wir singen doch immer: „Es steht ein Baum im Odenwald.““